


Deutschen Rundschau

Nr. 75. Bromberg, den 27. April 1926.

# Die gläserne Welt.

Roman von Otfried v. Hanstein.



(5. Fortsetzung.)



Die Schwester müht sich um die ohnmächtige Frau. Severin Magnus weiß, daß das Gift jetzt schon wirkt, daß selbst eine Kampferinjektion, die Schwester Agathe nun wohl geben wird, nicht mehr zu helfen vermag. Er eilt aus dem Zimmer und schließt hinter sich die Tür, schämt sich vor sich selbst, daß er die Treppe zum Turmzimmer auf den Zehen emporschleicht. Vor wem soll er sich fürchten, Schwester Agathe ist ja bei den Kranken und sonst ist niemand im Sanatoriumsgebäude. Er ergreift den Koffer und eilt hinunter. Er geht mit schnellen Schritten durch den Garten. Der Nebel ist dichter geworden. Auf dem Wege von dem Gebäude der Kranken zu seinem Wohnhaus brennen einige Laternen. Sie lassen die im Abendwinde, der sich stark aufgemacht hat, bewegten Bäume spukhaft durch den Nebel scheinen, als schwebten gespenstige Gebilde auf und nieder. Blätter, die von den herbstlich dürren Bäumen fallen, sehen aus wie greifende Hände. Severin Magnus schlägt die Tür hinter sich zu, eilt in sein Zimmer und riegelt sich ein, öffnet einen Geheimschrank, versteckt den Koffer und schließt wieder zu. Dann sinkt er tief aufatmend in einen Sessel. Er fühlt, wie er fiebert, sein Auge starrt auf die Mattscheibe, auf der die Nachrichten durch den Funkapparat aus dem Krankengebäude herüberzukommen pflegen. Er lauscht auf die Tür, ob etwa die Schwester pocht, alles bleibt stumm und dunkel. Er überlegt. War das Morphium kräftig genug? Konnte eine Kampfereinspritzung sie noch einmal zu sich bringen? Wie lang diese Zeit ist. Wie endlos es dauert, bis der große Pendel der Uhr den Verlauf einer Sekunde anzeigt. Er wagt kaum zu atmen. Da schrillt ein Signal. Er hebt den Kopf. Sein Blut ist so in Bewegung, daß ihm blutrote Kugeln vor den Augen spielen und er kaum zu lesen vermag. Da erscheint die schreibende Hand:

„Frau Wisley ist eben gestorben!“

Nichts weiter.

Kam sie noch einmal zur Besinnung? Er hält es nicht aus, er läuft wieder wieder hinüber. Die Schwester Agathe steht oben am Bett. Sie begreift nicht, daß der Doktor, der sich sonst so wenig um seine Kranken bekümmert, schon wieder da ist.

„Sie ist tot?“

„Jawohl, Herr Doktor. Ich habe alles versucht. Es war wohl ein Herzschlag.“

Magnus beugt sich über die Frau.

„Sie haben recht, Schwester, sie ist tot.“

Er wagt nicht, aufzublicken.

„Kam sie gar nicht mehr zur Besinnung?“

„Es schien so, für Augenblicke. Sie öffnete den Mund und stieß ein paar Worte aus, die ich nicht verstand.“

„Was waren das für Worte?“

„Sehr seltsam. Es waren die Worte Mord, Blut und dann etwas von einem Koffer.“

Magnus fühlt, wie seine Stimme bebt.

„Können Sie das verstehen?“

Die Schwester lächelt.

„Sie erinnert sich an das Blut vom Blutsturz. Irgendein furchtbarer Traum im Augenblick des Erwachens aus der Ohnmacht läßt sie einen Mord sehen und dann war der Herzschlag da.“

„Ist denn ein Koffer drüben?“

„Ich habe nie einen Koffer gesehen.“

Severin Magnus sieht sie scharf an.

Es ist ganz sicher, daß die harmlose Schwester ihm nichts verbirgt, daß sie nichts weiß.

„Wir werden die Todesfälle sofort anmelden müssen.“

„Ärgerlich, die ersten Todesfälle in unserem Hause.“

„Bei so vorgeschrittener Tuberkulose — es handelte sich nur um Tage und die alte Frau — ist vollkommen entkräftet. Was ist natürlicher als ein Herzschlag.“

Wieder wirft er einen prüfenden Blick hinüber. Klingt das nicht beinahe, als wisse sie alles und wolle ihm helfen? Nein, all das ist ja Unsinn. Er rafft sich zusammen.

„Ich werde die Totenscheine ausstellen. Der alte Heinrich kann morgen früh zur Polizei und zum Standesamt gehen. Die Papiere habe ich ja bei mir drüben.“

Er ist wieder in seinem Arbeitszimmer. Jetzt atmet er laut und tief auf und trinkt wieder ein Glas starken Weines. Die Gefahr ist vorüber. Die Angst ist aus seinen Mienen geschwunden. Wer kann ihm jetzt etwas beweisen? Und — er hat den Apparat. Der Radio-Cerebrator ist in seiner Hand. Er schließt den Geheimschrank auf und nimmt den Koffer heraus, legt die Instrumente auf seinen Tisch, dann kommt ihm ein anderer Gedanke. Der alte Diener hat in dem großen Kamin ein flackerndes Holzfeuer gemacht. Magnus weiß selbst nicht, warum er es tut, aber er nimmt sein Messer und beginnt, den Koffer zu zerschneiden, um die Stücke in der Glut zu verbrennen. Der Koffer könnte zum Verräter werden. Dann hält er inne und betrachtet den kleinen Apparat. Ein Schreck durchzuckt ihn. Die letzten Griffe des Sterbenden haben das kleine Gehäuse verdrückt.

„Also doch vergebens.“

Der Apparat ist zerstört; wird er ihn wieder herstellen können? Die Beschreibungen liegen ja auf der Bank und werden dort liegen für alle Zeiten, denn er kennt ja das Paßwort nicht. Ihm ist's, als höre er Schritte. Schnell verbirgt er den zerbrochenen Radio-Cerebrator wieder im Schrank und beeilt sich, den Koffer vollends zu vernichten. Er reißt die Lederdecke auseinander. Da fällt ein kleiner Zettel zu Boden, der in die Hülle hineingenäht ist. Er hebt ihn auf. Ein einziges Wort steht darauf. Es lautet: „Weltherrschaft“.

Magnus überlegt. Das Paßwort? Er zittert in freudiger Überraschung. Dann zerfetzt er den Koffer weiter. Kein anderer Zettel, kein Schriftzeichen ist mehr zu sehen. Er verbrennt die Reste. Er überlegt. Möglich, sehr möglich, vielleicht eine Hinterlassenschaft für die Mutter. Jedenfalls, er wird es versuchen. Er lehnt sich in seinen Sessel. Jetzt ist er vollkommen ruhig. Er wird morgen die Dokumente erheben, dann hat er alles in seiner Hand, hat niemand gebraucht, weder den Geheimrat noch einen anderen.

„Weltherrschaft!“

„Ja, Weltherrschaft ist es, was Wisley, der tote Wisley in seine Hand legen mußte.“

Er strafft sich empor.

Weltherrschaft! Er, er ist auf der ganzen Welt der einzige Mensch, der imstande ist, die Gedanken der anderen zu lesen, die verborgenen Gedanken, die niemand offenbar sind, er kennt sie, er, er, ganz allein.

Ein Gefühl von Macht und Größe lodert in ihm empor. Er zwingt sich zur Ruhe. Nur jetzt Besonnenheit. Jetzt müßte er einen Menschen haben, an dem er proben könnte, ob alles das wahr ist.

Ein neuer Gedanke. Nicht nur, daß er in den Gehirnen der anderen liest, er kann die anderen zwingen, so zu denken, wie er, indem er seine Gedanken auf sie überträgt.

Überlegen, ruhig bleiben! Nicht übereilen! Da löst sich der Gongschlag der großen Uhr aus und schlägt die Mitternachtsstunde. Genau um diese Zeit hat er gestern dem ersterbenden Herzschlag der Elisabeth Gerlach gelauscht. An diesem Morgen wollte er wieder den Doktor Nitobe beraten. Er hat es über all diesen Ereignissen vollkommen vergessen. Jetzt greift er unwillkürlich zu den Schaltern, und die Kathodenröhren der Fernseher und Empfänger leuchten auf. Er stellt die Wellenlänge von gestern ein.

„Hier Severin Magnus, hier Severin Magnus. Doktor Nitobe, hören Sie, Doktor Nitobe?"

Dann tönt es aus dem Schalltrichter des Gebers:

„Hier Doktor Nitobe."

„Ich konnte mich an diesem Morgen nicht mit Ihnen verbinden, was ist geschehen?"

„Frau Gerlach ist tot."

„Ich hörte sie gestern sterben."

„Der Sohn ist wesentlich besser. Jede Lebensgefahr ist vorüber."

„Wo sind Sie?"

„Nicht weit von Yokohama. Morgen früh werden wir einlaufen. Was soll mit dem Sohne geschehen? Er ist natürlich vollkommen mittellos. Dazu ist er ein sehr nervenschwacher Mensch. Wie soll er sich selbst helfen? Ihre Ratschläge haben ihm das Leben gerettet. Können Sie auch als Mensch für ihn eintreten?"

Ein schneller Gedanke durchzuckt Severin Magnus.

Ulrich Gerlach!

Sucht er nicht einen Menschen, einen Menschen, der ihm ganz harmlos gegenübertritt, der Wachs ist in seiner Hand, an dem er versuchen kann, was ihm das Vermächtnis John Henry Wisleys in die Hände gelegt?

„Veranlassen Sie den deutschen Konsul, ihn in die Heimat zu senden, sagen Sie ihm, daß bei mir seine Heimat ist, daß ich für ihn sorgen will, ich, Doktor Severin Magnus."

„Ich danke Ihnen im Namen des armen Kranken."

„Ist es nötig, daß ich ihn untersuche?"

„Es ist unnötig. Jetzt weiß ich schon selbst Bescheid."

„Wann kann er in Deutschland sein?"

„Morgen abend geht von Yokohama ein Passagierdampfer nach Europa."

„Haben Sie die Güte, mir morgen um diese Zeit Namen und Ankunft des Dampfers mitzuteilen?"

„Sehr gern, Herr Doktor."

Er schaltet den Apparat aus. Wieder sitzt er in tiefen Gedanken. Pläne schießen durch seinen Kopf.

Nichts übereilen! Warten, bis Ulrich Gerlach in Europa ist — bis dahin die Rätsel studieren.

Auch in dieser Nacht schläft Severin Magnus nicht und grübelt über dem zerbrochenen Radio-Cerebrator.

Am nächsten Morgen ist er schon wieder in Berlin. Die Bank war kaum geöffnet, als er am Schalter steht. Sein Herz klopft. Die nächsten Augenblicke müssen die Entscheidung bringen.

„Mr. John Henry Wisley hat bei Ihnen ein Geheimfach."

Der Beamte lächelte verbindlich.

„Sie verstehen, daß ich über solche Dinge keine Auskunft geben darf."

„Ich bin berechtigt, darf ich Sie bitten, dieses Schriftstück einzusehen. Gegen Zahlung von fünftausend Dollar hat mir der übrigens gestern abend verstorbene Herr Wisley seine Rechte verkauft."

Jetzt soll ihm jemand beweisen, daß er das Geld nicht bezahlt.

„Alles sehr schön. Aber das Geheimwort."

„Hier bitte."

Er reicht dem Bankbeamten den Zettel, den er im Koffer gefunden.

„Sie entschuldigen einen Augenblick."

Der Beamte verschwindet in einem anderen Bureau. Es dauert eine geraume Zeit und wieder ängstigen tausend Gedanken den wartenden Doktor.

Durchschaut man ihn?

Schickt man zur Polizei?

Der Beamte kommt noch einmal zurück.

„Ist das Geld deponiert?"

„Ich habe es Mr. Wisley selbst gegeben."

Mehrere Herren beraten, dann kommt der Beamte zurück.

„Gleichviel, Mr. Wisley hat hinterlassen, daß das Depot demjenigen ausgehändigt werden soll, der den betreffenden Zettel mit dem Paßwort bringt."

„So sagte er mir."

Magnus ist es, als müßten die Beamten merken, wie seine Lippen beben, aber diese sind wieder zurückgetreten und prüfen nochmals den Zettel. Halten ihn gegen das Licht und jetzt bemerkt auch Magnus erst das Wasserzeichen, das nun erscheint. Der älteste der Herren zuckt die Achseln.

„Zweifellos. Es ist der richtige Zettel mit dem Paßwort."

Man reicht ihm ein Blatt Papier.

„Wollen Sie bitte diese Quittung unterzeichnen?"

Magnus ist kaum imstande, seinen Namen zu schreiben.

„Noch einen Augenblick, mein Herr."

Wieder muß er warten, dann kommt der Mann zurück und überreicht ihm ein umfangreiches Paket. Kaum kann er seine gewaltige Erregung unterdrücken.

Er eilt aus der Bank, ist froh, als er wieder sein Motorrad besteigt, ist doppelt froh, daß er seinen Namen so unleserlich schrieb, und rast aus der Stadt. Fährt im schnellsten Tempo hinaus nach Tegel, verschließt sich den ganzen Tag in sein Arbeitszimmer. Er vergißt Essen und Trinken über dem, was er liest.

Weltherrschaft! Weltherrschaft!

Der Radio-Cerebrator, die ganze Erfindung in seiner Hand. In der Nacht. Ein letztes Gespräch mit Doktor Nitobe. Ulrich Gerlach auf der „Normania" nach Deutschland abgereist, 29. September in Bremen.

John Henry Wisley und seine Mutter liegen drüben in der Halle des Tegeler Kirchhofes. Selbstverständlich schöpfte die Behörde keinen Argwohn. Das Begräbnis ist freigegeben.

Severin sucht in dieser Nacht zu schlafen. — Jetzt muß er selbst zum Morphium greifen. — Den doppelten Mord vergessen — vergessen, so sicher vergessen, daß seine Gedanken selbst ihn nicht verraten.

Das Morphium wirkt und Doktor Magnus schläft ein.

* * *

## Viertes Kapitel.

Doktor Magnus sitzt über die Schriftstücke gebeugt, die er der Aktenmappe entnahm.

„Auch die allergeringsten Schwingungen, die durch irgendeinen Vorgang verursacht werden, verbreiten sich nicht nur bis in unendliche Fernen, sondern durchdringen auch jeden Widerstand und lassen denselben mitschwingen. Bei dem Bau des Saales der Gewandhauskonzerte in Leipzig und neuerdings in dem Niendorfkonzertsaal in Luckenwalde ist dies auf das klarste bewiesen. Legst du die Hand an irgendeine noch so weit von dem Musikpodium entfernte Stelle der Wand, die in diesen Sälen als eine Fortsetzung des Resonanzbodens jenes Podiums gedacht ist, so spürst du selbst bei den allerleisesten Tönen, die ein Violinbogen hervorbringt, in den Nerven der Fingerspitzen das Vibrieren der mitschwingenden Wand.

Um viele Millionen leiser und schwächer sind die Schwingungen, die der Gedanke des Menschen auslöst. Aber ebenso um viele Millionen empfindlicher ist die Membran des Radio-Celebrators. Es ist durchaus nicht erforderlich, wie es bei dem rohen Apparat geschah, den ich als erstes Modell konstruierte, daß der Tastreifen des Cerebrators um die Stirn des Menschen gelegt wird, dessen Gedanken man übertragen will.

Selbstverständlich strahlen die Schwingungen, die in den Gehirnwindungen entstehen, in erster Linie über das Rückenmark aus und setzen sich durch die feinen Nervenausläufe desselben in die Umwelt fort.

Ist es vollständig ruhig im Raume, so daß stärkere Schwingungen anderweitiger Art nicht ablenkend wirken, dann muß es genügen, wenn irgendwo im Raume der Empfangsapparat des Radio-Celebrators aufgestellt ist. Er wird die Schwingungen aufnehmen und in Morsetelegraphenzeichen übersetzen. Und wenn z. B. an geeigneter anderer Stelle ein Teilnehmer den gewöhnlichen Kopfhörer des Rundfunks um die Stirne gelegt hat und selbst nur lauscht, eigene Gedanken also nicht denkt, sondern sein Gehirn den Eindrücken, die da kommen sollen, überläßt, so werden sich die Gedanken ohne weiteres auf ihn übertragen."

*

Es sind vierzehn Tage vergangen. Leer ist es geworden in dem Gebäude hinten im Garten. Die wenigen Kranken, die dort in Behandlung waren, sind wieder entlassen. Doktor Magnus hat keine Zeit mehr für sie. Was kümmert ihn, der die Gedanken der ganzen Welt in seiner Hand halten will, die Geringfügigkeit übertragbarer Herztöne. Schwester Agathe ist nach ihnen gegangen. Sie saß dem Doktor gegenüber in dem Lehnsessel neben dem Schreibtisch. Doktor Magnus schien in tiefe Gedanken versunken und sah vor sich hin. Schwester Agathe wagte es nicht, ihn zu unterbrechen. Sie wußte es nicht, daß sie schweigend zu ihm sprach. Ihm Gutes sagte und daß er voller Angst ihren stummen Worten lauschte. — Er lauschte ihren Gedanken. Sein Gefühl war nun bereits unendlich geschärft. Er empfand es deutlich, wenn fremde Gedankenwellen sich in die seinen schlichen. Und er verstand es, selbst in solchen Augenblicken gar nicht zu denken.

„Wie traurig, daß der Doktor sein Sanatorium auflöst. Hier hatte ich eine gute Stelle, wenig zu tun und

keine Kontrolle. Hab manchmal dem Doktor gesagt, was ihm zu hören lieb war, wenn sich's auch anders verhielt, und er hat es mir geglaubt. Jetzt muß ich auf meine alten Tage wieder hinaus und anderes Brot suchen."

Doktor Magnus sah auf.

„Tut mir auch leid, liebe Schwester, daß Sie so ungern hier fortgehen, habe es Ihnen gegönnt, daß Sie es recht bequem hatten, und weiß sehr wohl, daß Sie es manchmal noch bequemer machten, als eigentlich Ihre Pflicht es erlaubte. Hab oft ein Auge zugedrückt, denn wir hatten ja meist keine schweren Patienten. Und ich griff schon ein, wo es Not tat. Lassen Sie es gut sein. Sie sind eine alte Frau und sollen sich nicht um Ihren Lebensabend bekümmern. Ich werde Ihnen eine kleine Pension aussetzen und Sie ziehen vorläufig nach Tegel. Leicht möglich, daß ich Sie wieder einmal gebrauche."

(Fortsetzung folgt.)

# Ein bißchen Luxus.

**Von Hubert Saget.**

In diesen ernsten Zeiten von Luxus reden? Grenzt das nicht an Frivolität?

Haben Sie einen Augenblick Geduld, verehrte Leser! Ich möchte Ihnen erklären, was ich unter einem „bißchen Luxus" verstehe.

Im allgemeinen Sprachgebrauch bezeichnet man mit „Luxus" Dinge und Gewohnheiten, die nicht unbedingt zum Leben notwendig sind. Man braucht die Notwendigkeiten des Daseins allerdings nicht so eng zu begrenzen, wie Diogenes, der schon ein Trinkgefäß als „Luxus"-Gegenstand betrachtete und ein Faß als ausreichende „Wohnung" wählte. Wir Menschen des 20. Jahrhunderts empfinden so manche Errungenschaften der Zivilisation als selbstverständlich, die unseren Großeltern als Wunder erschienen wären. Wenn vor dem Bau von Eisenbahnen ein Mann sehr eilig von Berlin nach Leipzig reisen wollte, so nahm er eine „Extra-Post" und leistete sich damit im Sinne der Zeitgenossen einen Luxus. Heute steht auch dem Ärmsten die Bahn zur Verfügung. Er kann ja 4. Klasse fahren und auf Schnellzug, Speisewagen oder gar Schlafwagen verzichten.

Diesen Luxus meine ich nicht. Auch nicht den Luxus „mondäner" Kleidung, eines Autos oder eines Reitpferdes.

Ein bißchen Luxus kann sich jeder Mensch verschaffen, der den Willen dazu hat. Ein bißchen Luxus versöhnt mit dem Leben und bringt in das graue Einerlei des Alltags wärmendes Licht. Ein bißchen Luxus schützt vor seelischer Depression ,Apathie und Elend.

Ich kannte einen armen Maler, dessen Geldbeutel zwar immer leer, dessen Gemüt aber immer voll sonnigster Heiterkeit war. Dieser Maler führte mich eines Tages in sein Atelier, hoch oben im 5. Stock eines düsteren Mietshauses. Wie staunte ich, als ich den Raum betrat! Das war keine arme Dachkammer, sondern ein kleines Wunderreich! Ein Stück materialisierten Märchens! Wände und Decke hatte der Künstler wie eine Feengrotte bemalt, harmonisch in den Farben und anheimelnd in der Gesamtwirkung. In einer Ecke stand eine Ottomane mit orientalischem Baldachin darüber. Ein Schrank an der gegenüberliegenden Wand sah aus wie ein maurischer Schmuckkasten. „Es ist nur eine Illusion", sagte der Maler, „diese Möbel habe ich mir aus Apfelsinenkisten selbst gezimmert und dann bemalt. Auch diese scheinbar kostspieligen Stoffe sind billige Baumwolle, aber mit Textilfarben orientalisch verwandelt worden." Überall Blumen, ganz einfache Feldblumen. Ein großer Strauß auf dem Tisch in einer „persischen" Vase, d. h. in einem entsprechend bemalten — Gurkentopf, den der Kolonialwarenhändler für wenige Pfennige überlassen hatte. Von der Decke hing eine ebenfalls mit Blumen gefüllte Ampel herab, in Wirklichkeit ein mit Drahtgeflecht umwundener Teller, der mit seidenen Bändern geschickt „maskiert" war. Eine elektrische Glühbirne( die einzige künstliche Beleuchtung) erstrahlte von der Höhe eines Besenstiels, der von einem Brett am Fußboden gehalten wurde. Ein Drahtgestell mit Seidenüberzug repräsentierte einen entzückenden Lampenschirm.

Der Maler nahm meine Komplimente lächelnd entgegen und meinte: „Sehen Sie ,das ist der äußere Luxus, den ich mir leiste. Wertvoller aber ist mir der innere. Und der besteht in einer Art freiwilliger Etikette, an die nicht nur ich, sondern auch die mich besuchende Freunde gebunden sind. Wenn wir hier oben gemeinsam ein Stück Brot mit Käse oder Wurst verzehren, so decken wir dazu fein säuberlich den Tisch, essen mit Messer und Gabel und trinken den Tee oder den Kaffee aus Sektgläsern. Daß immer frische Blumen auf dem gedeckten Tisch stehen, ist selbstverständlich. Nach der Mahlzeit singen wir gemeinsam ein Lied, und dann muß jeder einen gut pointierten Scherz erzählen. Ich besitze nur einen einzigen Anzug, aber eine Anzahl verschiedener Krawatten, die ich je nach dem Anlaß wechsele. Dieser billige Luxus gewährleistet mir eine dauernd gute Stimmung. Und wenn ich mal gar kein Geld und auch keinen Besuch habe, so decke ich mir doch in gleich feierlicher Weise den Tisch, um ein Stück trockenen Brotes zu genießen."

Ist dieser Maler nicht ein vollendeter Lebenskünstler? Ich denke: ja!

Nun werden Sie vielleicht entgegnen, verehrter Leser, ein Künstler sei eben eine besondere Art Mensch, der nicht mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit stehe. Für Sie aber als nüchtern denkender Alltagsmensch komme solcher „Firlefanz" nicht in Frage.

Sie denken falsch!

Niemand macht sich ärmer als ein „nüchtern" denkender Mensch. Müssen wir uns denn vom Alltag unterkriegen lassen? Gibt uns nicht die Phantasie die Möglichkeit, unter Aufwand bescheidenster Mittel unser Leben reich und froh zu gestalten? — Warum stehen auf Ihrem Tisch keine Blumen? Warum verzehren Sie Ihr Abendbrot, wenn auch nicht immer, so doch an besonderen Tagen, in Ihrem „Sonntags"-Anzug? Warum leisten Sie sich so selten den Luxus, ein wirklich gutes, fröhliches Buch zu kaufen? Warum singen Sie nicht gelegentlich mit den Ihrigen ein Lied? Warum beschäftigen Sie sich nicht in Ihren Mußestunden mit einer Liebhaberei? Das kostet doch alles nur ganz wenig oder gar kein Geld!

Und an Sie, meine Damen, wende ich mich besonders! Wie sagte doch unser Schiller:

„Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben!"

Hand aufs Herz! Wieviele himmlische Rosen haben Sie schon in das irdische Leben Ihrer Familie gewoben? Mit tausend Kleinigkeiten kann eine Frau auch die bescheidenste Wohnung zu einem Heim umgestalten. Ich verstehe darunter nicht bloß die Anfertigung von Decken, Kissen und sonstigen Handarbeiten (auch das ist oft schön!), sondern viel mehr den Geist, mit dem Sie im Hause schalten und walten! Fürchten Sie nicht im Zeitalter des Bubikopfes als „unmoderne" Frau zu gelten, wenn Sie der Pflege einer traulichen Häuslichkeit Ihr liebevolles Interesse zuwenden!

Und wenn Sie Mutter sind, meine Dame, so haben Sie geradezu die Pflicht, Ihren Kindern „ein bißchen Luxus" zu bieten. Die Eindrücke der Jugend bleiben fürs ganze Leben. Gewöhnen Sie Ihren Sohn und noch mehr Ihre Tochter daran, die Dinge und Verhältnisse des Lebens nicht ausschließlich von der praktischen Seite aus zu betrachten! Suchen Sie in allem Tun freudige Begeisterung zu wecken.

Freude!

Das ist ein „Luxus", den kein Reichtum kaufen kann. Freude an den echten Schönheiten des Lebens, nicht an dem Talmi einer blasierten Welt!

Ein Wort Gutzkows möge in Variation hier am Schluß stehen:

„Nicht, was wir besitzen,
Nein — wie wir es besitzen,
Das entscheidet!"

# Der Ueberfall.

**Skizze von Charlotte Zehl-Schiemank.**

Jobst Tutscher hatte auf dem Uebeldinger Viehmarkt ein gutes Geschäft gemacht. Hier Ware — hier Geld — kein langer Handel, kein Feilschen, und dabei war Jobst mit seiner Forderung weit über den Marktpreis hinausgegangen. Aber welches Prachtvieh trieb auch der Tutscher auf! — Des Bauern rundes, wetterhartes Gesicht strahlte, vergnügt rieb er sich die Hände und, behaglich seine Pfeife schmauchend, winkte er den anderen Bauern, die ihn zu einem Rundtrunk im Gasthof aufforderten, ab. Dazu war sein Geld zu sauer und zu ehrlich verdient. Außerdem war sein Heimweg lang und der Abend nicht mehr fern. Die großen Herren freilich fuhren mit dem Bähnel, aber — er lächelte geringschätzig — wozu fahren, wenn man zwei gesunde Beine hat?

Die Brieftasche voller Banknoten, dazu noch ein strammes Säckel harter Taler in der Tasche, begann Jobst, den derben Knotenstock fest aufsetzend, seinen Heimweg. Und gar freundliche Gedanken beflügelten seine Schritte. Jetzt wurde die Mauer am Sudelhaufen neu aufgesetzt, und den Obstgartenzaun sollte der Schreinerwastel gleich morgen anfangen. Dann würde der Böhnmaler kommen und die Stalltüren und Hausläden anstreichen. Schließlich langte es gar noch zum Putz des Wohnhauses. Jobst rechnete und marschierte, und zwei Wegstunden waren im Eilmarsch verflogen. Schon lag Seeburg hinter ihm, wacker schritt er unter den dunklen

Tannen des dichten Waldes dahin. Dann und wann stieß die eiserne Spitze seines Stockes dröhnend auf einen harten Stein, daß es in dem dämmernden, einsamen Wald wunderlich hallte. Aber Jobst achtete dessen nicht. Seine Gedanken waren daheim, bei seinem Besitz, bei Weib und Kind. Und er sagte sich: Der Katrin sag' ich nur die Hälfte von meinem Gewinn, sie wird mich schon so um ein etliches prellen und dem Jungen zustecken. Hatte denn ihm jemals wer was zugesteckt? Und wenn sie glaubten, in dem Jochen seinen Schädel stecke mehr als in dem Vater seinen, — nun das gilt es erst zu beweisen! Freilich, so ein feiner Herr ist der Jobst Tutscher nicht wie sein Sohn; dafür studiert aber auch der Junge. Der Bauer hieb ein paarmal mächtig mit dem Stock durch die Luft, daß es pfiff, dann stieß er ein brummiges Knurren aus. Der Gedanke an seinen Jungen machte sein Blut rebellisch; der war kein Tutscher, kein arbeitsfroher, zäher und handelstüchtiger Bauer; er war der Straßburger Katrin, der Mutter Blut, träumend, sorglos und dabei wehleidig. Jobst Tutscher fuhr sich mit der schwieligen Hand über die furchige Stirn, als verjage er die unangenehmen Bilder. Mit kurzem Griff fühlte er den Gewinn in seiner Tasche, und die Erregung wich allmählich wieder aus seinem Blute.

Er hob den Blick; im Dämmer des Waldes kam ein Wanderer auf ihn zu. Aus seinen Gedanken heraus war Jobst Tutscher kaum erstaunt über das Ungewöhnliche des Vorkommnisses, und mit einem freundlichen „Grüß Gott" wollte er an dem Fremden vorübergehen. Im selben Augenblick stand dieser vor Jobst, ein Pistolenlauf blitzte auf, und eine tiefe Stimme zischte: „Mach's kurz, du weißt, was ich will!" Jobst fühlte eine kochende Wut in sich hochsteigen, und mit kurzem Ruck hob er den Stock, um dem Räuber die Waffe aus der Hand zu schlagen. Doch dieser war gewappnet, ein Griff, er faßte den Stock und lachte verächtlich: „So nit, Freundel!" — Der Bauer sah sich durch den jähen Überfall jeder Macht beraubt, wiewohl er im Zwielicht des dämmernden Waldes erkannte, daß er dem Räuber körperlich weit überlegen war, und ein Zugreifen seiner festen Hand den Gesellen hätte zu Boden strecken können. Aber die Mündung der mörderischen Waffe drohte, da wurde Jobst Tutschers Blut kalt, kühle Besonnenheit klärte ihm das Hirn. Mit harmloser Freundlichkeit lächelte er: „Ich mein's auch nit so, es war nur der Schreck, weißt! Aber ich häng' nit am Geld, doch mein Leben, das is mir schon lieb — da hast" — umständlich zog er den Säckel mit den harten Talern und die pralle Brieftasche aus dem Rock und legte alles in die vorgestreckte Hand des Vagabunden. Dieser schob grinsend den Raub in seine Tasche und ließ sich auch die Uhr des Bauern noch aushändigen.

Jobst meinte gelassen: „Da machst ein schlechtes Geschäft, das is a altes Luder!" Trotz allem, auch diese verschwand in der Tasche des Räubers, und Jobst schickte sich an, beraubt seiner Habe, davonzutraben. Doch er blieb noch einmal vor dem Vagabunden stehen. „Weißt", er lächelte gutmütig, „ich hab' dir alles gegeben, nun," des Bauern Stimme bettelte demütig, „jetzt tu mir auch ein' Gefalle, gelt?" — Der Räuber stutzte: „Jetzt, was is?" — Jobst beugte sich etwas hernieder und, als schäme er sich seines Bekenntnisses, sagte er leise: „Weißt, ich hab so a arg böses Weib daheim, sell möcht sie nit glauben, daß mir mein Geld is geraubt worden. Sei doch so gut und schieß mir hier" — er lüftete den groben Lodenrock — „ein Loch nein, gelt?" — „Na, wenn du weiter nichts willst, das mach' mer schon, hören tut's ja keiner hier." Der scharfe Knall verlor sich im Walde, und der Dieb höhnte: „Sell, hört sich schön an, wenn's nit ums Leben geht, gelt?" Jobst aber bettelte wieder: „Nun noch mal durch die Mütze, weißt, sie muß doch sehen, daß ich's nit kampflos hergeben hab." Und er hielt mit ängstlicher Hand die Kopfbedeckung weit von sich. „Na, wenn schon, denn schon," lachte der Verbrecher übermütig, und wieder teilte ein scharfer Knall die Stille des Waldes. Auch der Bauer lachte dummängstlich und meinte treuherzig: „Gelt, jetzt schießt mir noch durch den Ärmel, und dann soll meine Alte froh sein, daß ich lebendig wiederkommen bin!" Aber der Räuber grinste wiehernd: „Du dreimal damiger Kauz, naa, nu is Schluß! Die Patronen sind alle, jetzt gehst heim. Und laß dir nit einfallen, zum nächsten Markt denselben Weg zu gehen, ich käm sonst in Versuchung" — „So, meinst?" Jobst Stimme klang gemütlich; aber im selben Augenblick drehte eine eisenharte Faust den Vagabunden am Kragen herum und stieß ihn zwei Schritte vor sich her; dann drückte sie ihn auf den harten, ausgedörrten Boden nieder. „Lump elender, hast dei Pulver verschosse, jetzt entgehst mir nit!" — Der Verbrecher starrte fassungslos in das veränderte Gesicht des wütenden Bauern und knirschte mit den Zähnen, sich wild unter der harten Faust windend. Aber Jobst Tutscher hielt fest, zog mit der anderen Hand einen derben Kälberstrick aus der Tasche und band dem Räuber die Hände fest auf den Rücken. Dann nahm er gemächlich Geld und Uhr wieder an sich. Mit höflicher Miene hieß er den Elenden aufstehen: „Bitt schön, jetzt haben wir einen Weg, bis Moosbach is noch a guts Stündel; dort aber können Sie sich ausruhen, lange genug, mein Herr."

---

## Marokkanische Sprüche.

Von Wilhelm Müller-Hermsdorf.



Des Löwen Brüllen fürchte nicht;
Die Schlange brüllt nicht, die dich sticht.

*

Wer mit goldenen Pfeilen schießen will, soll erst für einen silbernen Bogen sorgen.

*

Säe niemals das, was du nicht ernten willst.

*

Wem Gott eine Krone zugedacht hat, dem bietet der Teufel Frieden an.

*

Es kommt nicht darauf an, wieviel Feinde du hast, sondern wieviele du dafür hältst.

*

Wenn Gott dir keine edlen Datteln gegeben hat, so glaube wenigstens an den wilden, daß es welche gibt.

*

Wenn du ein Hammer bist, kannst du nicht Freundschaft mit Nußschalen halten.

*

Ehe Gott jemand untergehen läßt, schickt er ihm ein Meer von Lügen.

*

Der Ölbaum bringt keinen Krug mit auf die Welt.

*

Wer einen Dattelbaum schmäht, beweist, daß er noch keinen gepflanzt hat.

*

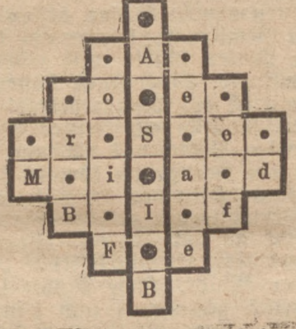
Man ärgert sich nicht über die Höcker eines Kamels, solange man darauf reitet.



## Rätsel-Ecke



### Füll-Rätsel.




Die Punkte dieser Figur sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß Wörter entstehen. Sind es die richtigen Wörter, so ergibt die fettgedruckte senkrechte Linie den Namen einer Blume.

Minna Pr.

*

### Reimergänzungs-Rätsel.

Zu den folgenden Verszeilen Otto Promvers sollen die Reime gesucht werden:

Kinder gleichen den Aepfeln. So lange sie [unreif —,
Hangen sie fest am Baume, jeder ein folgsam —.
Aber schon kommen von ferne Feinde des [Apfel—,
Und bald nagen am Kerne Störer des Mutter—.
Reifend löst sich ein Apfel, der so viel Süßes —;
Leis mag ein Vöglein zwitschern: Wo bleibt des Kindes —?

---

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.